

**Dichter und Schulmeister
in der deutschen Schweiz**

I.

Wie gewagt jeder Versuch bleiben mag, die literarische Gesamtleistung eines politisch abgegrenzten Sprachgebiets auf einen Generalnenner zu bringen, so steht doch soviel fest, daß der pädagogische Einschlag, die Absicht, den Leser nicht allein zu erschüttern oder zu ergötzen, sondern unmittelbar lebensstichtiger zu machen, zu den unverkennbaren Merkmalen deutschschweizerischer Art und Kunst gehört. Der Kampf mit einer kargen Natur, die Selbstbehauptung gegenüber den Herrschaftsansprüchen übermächtiger Nachbarn, die Notwendigkeit, sich mit anderssprechenden, andersdenkenden, andersgläubigen Schicksalsgenossen in einem engen Raum vertragen zu müssen — die Voraussetzungen und Erfordernisse unserer nationalen Existenz haben dem Schweizer den Wert der Erziehung von jeher nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht; kein Wunder, daß auch die Dichtung von Albert v. Haller über Gotthelf und Keller, Spittler und Böckli zu den Lebenden, zu Zahn, Huggerberger, Schaffner, Steffen, Moeschlin sich mehr oder weniger vernehmbar zu diesem schweizerischen Erziehungswillen bekennt!

Eine „pädagogische Provinz“ innerhalb der deutschen Literatur ist die deutschschweizerische Dichtung auch in soziologischem Betracht: die Träger der bekanntesten Namen allerdings sind mit wenigen Ausnahmen nicht bei den Schulmeistern zünftig; aber der Anteil des Lehrstandes, das heißt der Schriftsteller, die aus dem Lehrstand hervorgegangen sind oder ihm dauernd angehören, am literarischen Schaffen ist doch kaum irgendwo so stark, das Niveau seiner literarischen Leistung kaum irgendwo so hoch wie bei uns. Volksschule, Mittelschule, Hochschule, jede Stufe unseres öffentlichen Bildungswesens ist auf dem schweizerischen Parnaß, und zwar nicht bloß in dessen unteren Regionen, vertreten. Eine annähernd vollständige Liste der sämtlichen schweizerischen Lehrerdichter aller Zeiten anzulegen, bleibe dem Bienenfleiß eines Doktoranden vorbehalten. An dieser Stelle seien auf geratewohl die Namen genannt, die sich von selber einstellen, wobei die Tür für die Lebenden schon darum weiter aufgetan werden soll als für die Toten, weil sie noch unüberschaubare Entwicklungsmöglichkeiten vor sich haben; die Nichtgenannten seien um Verzeihung gebeten mit den Worten: „Aus Unbedacht, nicht aus Verachtung eurer ist's geschehn!“

Die Reihe der Volksschullehrer beginnt mit dem ehrwürdigsten aller Namen: Heinrich Pestalozzi. Aus dem Volk der Toten seien weiter genannt: Jakob Stutz, J. J. Reithard, G. J. Kuhn, Fritz Marti, J. C. Heer, Karl Stamm, Rud. Wilh. Huber; aus der Schar der Lebenden: Simon Gfeller, Josef Reinhardt, Georg Speck, Fridolin Hofer, Joseph Baechtiger, Gottlieb Fischer, Emil Schibli, Konrad Bänninger, Traugott Vogel, Alfred Fankhauser, Albin Zollinger, Hermann Hiltbrunner, Jakob Job, Albert Fischli, Arnold Büchli, Kaspar Freuler, Otto Berger, Hans Zulliger, Adolf Haller, Martha Niggli, Anna Richli, Ernst Kappeler. Als ehemaliger Hauslehrer zählt auch Hugo Marti mit. — Für die hervorragenden Verdienste des Volksschullehrers um die Jugendliteratur, die ihm verständlicher Weise besonders nahe liegt, zeugen außer manchen von den Genannten: Johannes Staub, Eduard Schönenberger, Konrad Gachnang, Rudolf Ziegler, Eduard Fischer, Ernst Balzli, Rudolf Hägni, Elisabeth Müller, Olga Meyer und viele andere mehr.

Den Trupp der Mittelschullehrer führe geziemenderweise Johann Jakob Bodmer, „der Vater der Jünglinge“, an. Ihm folgen zunächst: A. E. Fröhlich, P. Gall Morel, Otto Hagenmacher, Otto Sutermeister, August Corrodi, J. V. Widmann, Carl Spittler, Jost Winteler, Adolf Frey, Jakob Böckhart, Paul Haller, P. Maurus Carnot, Lilli Haller; und die Lebenden: Hedwig Bleuler-Waser, Otto v. Greyerz, Rudolf Hunziker, Emil Ermatinger, Adolf Vöglin, Josef Reinhardt, Johannes Jegerlehner, Hans Kaeslin, P. Placidus Hartmann, Gottfried Fankhauser, Gottfried Bohnenblust, Fritz Enderlin, Esther Odermatt, Ernst Eschmann, Hans Kriesi, Walter Reitz, Carl Günther, Ruth Waldstetter, Hans Rhyn, Georg Küffer, Guido Looser, Ernst Aeppli, Paul Lang, Josef Maria Camenzind, Georg Thürer.

Brief im Spätsommer

Von Hermann Hesse

Auch dieser ungewöhnliche und exzentrische Sommer muß einmal zu Ende gehen, schon jetzt haben die Berge jenes edelsteinerne Licht, jene überklare Modellierung und jenes luftige, dünne, süße Kobaltblau, das eigentlich für den September charakteristisch ist. Schon wieder sind am Morgen die Wiesen so schwer naß, und im Laub der Kirschbäume fängt schon ganz sachte der Purpur, im Robinienlaub das Goldgelb an spürbar zu werden. Es ist ein ungewöhnlicher Sommer, auch hier im Süden, wir haben auch einige exemplarische Gewitter gehabt, darunter eines, das vier Tage gedauert hat, und viel Sturm, und so schön es oft fürs Auge war, bekömmlich war es nicht, jedermann war unwohl, und doch waren alle auch ein wenig entzückt und bezaubert von diesem Sommer.

Verloren habe ich ihn nicht, diesen Sommer. Ich habe des öfters jenes Glück genossen, das aus lauter Sorgen zu bestehen scheint und das doch so heftig und erregend ist, unzerstörbar durch Wetter und durch körperliche Schmerzen, das beste und eigentlich einzige Glück für unsereinen: an der Arbeit zu sitzen, etwas zu schaffen, produktiv zu sein. Es sind kleine Stückchen Arbeit, die ich getan habe, winzig kleine Stückchen, selten habe ich mehr als drei, vier Sätze an einem Tag geschrieben, aber mir schien es ganz genug. Näheres über diese Arbeit kann ich Ihnen, lieber Freund, nicht sagen, in ein paar Jahren werden wir einmal miteinander darüber reden. Ich beneide immer jene Dichter und

Ein weltbekannter Name steht auch oben auf der kurzen Liste der Hochschullehrer, die mit dichterischen Leistungen hervorgetreten sind: Albert v. Haller; nach ihm sind zu nennen: J. R. Wyß d. J., Jacob Burckhardt, Adolf Frey, Emil Ermatinger, C. A. Bernoulli, Otto v. Greyerz, Robert Faesi, Gottfried Bohnenblust, Walter Muschg, Heinrich Hanselmann und der Leiter der Zürcher Volkshochschule, Hermann Weilenmann.

Dem pädagogischen genius loci verfielen endlich auch eine Anzahl zugewanderter Dichter, die in der Schweiz vorübergehend — wie Friedrich Nietzsche — oder dauernd einen Wirkungsbereich fanden: Heinrich Zschokke, zuerst Leiter einer bündnerischen Erziehungsanstalt; Georg Büchner, kaum vierundzwanzigjährig gestorben als vielversprechender Privatdozent für vergleichende Anatomie an der jungen Zürcher Hochschule; Kellers erster literarischer Berater Aug. Ad. Ludw. Follen, vor seiner Zürcher Glanzzeit Lehrer an der Kantonsschule Aarau; die Mittelschullehrer Adolf Calmborg, Ricarda Huch, C. F. Wiegand; der Freiburger Jurist Henri Legras (Heinrich Herm).

*

Diese lange Namenparade legt die Vermutung nahe, die offenkundige gegenseitige Anziehung des Dichters und des Schulmeisters beruhe auf einer Art geheimnisvoller Wahlverwandtschaft. Tatsächlich pflegt der Lehrer seine Tätigkeit mit einem gewissen Stolz als eine Kunst zu betrachten: sie ist für ihn mehr das Ergebnis angeborener Begabung als erlernter Kenntnisse und Fertigkeiten. Und nicht mit Unrecht kennzeichnet er sein Tun als ein Gestalten. „Seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm, aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte“ — was Meyer in der „Hochzeit des Mönchs“ vom Dichter sagt, das gilt in gewissen Grenzen auch für den Lehrer: das für ihn handelt es sich darum, Stoff durch Form zu bezwingen, Unendliches in Endlichem zu vergegenwärtigen, die unermesslich vielgestaltige Wirklichkeit auf die einfachsten Grundlinien zurückzuführen. Aber diese Uebereinstimmung reicht doch nicht bis zur Wurzel beider Formen geistigen Gestaltens: für den Dichter bedeutet schon die Stofffindung einen schöpferischen Akt — der Lehrer aber übernimmt in der Regel einen in der Kulturwirklichkeit schon gegebenen, schon bestimmten und irgendwie begrenzten Stoff; das Ergebnis künstlerischen Schaffens ist das lebendige Werk, das ausschließlich der schöpferischen Hand des Dichters sein Dasein verdankt — das Ziel des Unterrichts ist die Entfaltung gegebener geistiger Kräfte durch die Berührung mit einer vorgefundenen Welt von Werten. Wenn es eine natürliche Wesensgemeinschaft zwischen künstlerischer und didaktischer Gestaltung gäbe, dann müßte dem Dichter das Schulmeister leichter fallen als andern Leuten; aber man hat Exempel dafür, daß einer als Dichter sehr Beachtenswertes leistet und als Lehrer dennoch vollständig versagen kann. Das schließt nicht aus, daß von einem wirklichen Dichter trotz der didaktischen Unzulänglichkeit seiner Unterrichtsführung eine tiefere, nachhaltigere Wirkung auf die Jugend ausgehen kann als von seinem amüsischen, aber mit allen Wassern der Methodik gewaschenen Kollegen, vorausgesetzt, daß die Schüler reif genug sind, um den Wert dessen zu verstehen, was er allein ihnen zu geben vermag. So waren die Deutschstunden des Disentiser Paters Maurus Carnot nach dem Zeugnis seines Schülers Siegfried Streicher, „mit dem Millimetermaß der zünftigen Pädagogik gemessen, wahre Todsünden wider den heiligen Geist der Schulmeisterei — mit dem Maß des Allgemein-Menschlichen gemessen aber ruhte auf diesen Stunden Märchenzauber, Feststimmung, ein Hochgefühl, wie ich und andere es seither nicht mehr erlebt haben“.

Die innere Beziehung zwischen Lehrtätigkeit und dichterischem Schaffen vermöchte aber vor allem nicht zu erklären, weshalb die Personalunion des Dichters und des Schulmeisters gerade in der Schweiz so häufig ist. Die Ursache dieser Erscheinung muß daher in der soziologischen Struktur des schweizerischen Lehrstandes selber gesucht werden. Das gilt zum mindesten für die Volksschullehrerschaft, die verständlicherweise stärker im Volk verwurzelt ist als der Mittel- und Hochschullehrerstand. Daß die Liebe zur Dichtung und die Neigung zu eigenem Schaffen einen jungen Menschen dem Studium der Literatur zuführt, wenn die allgemeinen intellektuellen und materiellen Voraussetzungen dafür gegeben sind, und daß er seine

Fähigkeiten in erster Linie als Lehrer der Muttersprache an einer höheren Schule oder als Dozent an einer Hochschule zu verwerten sucht, das ist gewiß nicht Merkwürdiges und geschieht wohl anderswo gerade so oft wie bei uns; daß es auch im romanischen Teil unseres Landes so ist, bestätigen z. B. Charly Clerc und Henri de Ziegler, Francesco Chiesa und Giuseppe Zoppi. Allerdings kommt es häufiger vor, als man weiß, daß einem solchen Adepten der Dichtkunst Lust und Mut zu eigenem Tun schon während des Studiums oder später über seiner Lehrtätigkeit gründlich vergehen: denn die Literaturwissenschaft ist eine strenge Herrin für den, der ihre Maßstäbe auch für sich selber anerkennt, und der tägliche Umgang mit den größten schöpferischen Geistern, zu dem der Literaturunterricht den Mittelschullehrer nötigt, ist auch nicht dazu angetan, das Selbstgefühl des seiner Grenzen bewußten Auch-Poeten zu heben. Es gibt unter den Deutschlehrern an unseren höhern Schulen wahrscheinlich noch mehr beruflich verhinderte Dichter als aktive; und es bedeutet keine Geringschätzung der letzteren, wenn man bezweifelt, daß unserer Literatur aus diesem Umstand ein unersetzlicher Verlust erwachse.

Weit größer als für den Mittel- und Hochschullehrer ist der Abstand zwischen Berufstätigkeit und literarischem Interesse für den Volksschullehrer vor allem für den Lehrer auf dem Lande: er hat es nur zum kleinsten Teil mit poetischen, zum weit größeren mit höchst prosaischen Angelegenheiten zu tun, und der zu dichterischen Taten bereite junge Mensch wird sich daher wohl aus andern Gründen als der künftige Deutschlehrer an einer höheren Schule für das Lehramt auf der Volksschulstufe entscheiden — es sei denn, er fühle sich vor allem vom Kind als Publikum oder als Gegenstand künstlerischer Gestaltung angezogen; und Liebe zum Kind mit seiner köstlichen Aufgeschlossenheit für die Magie des Wortes, für Klang und Rhythmus, mit seiner ungebrochenen Empfänglichkeit für alles, was die leicht bewegliche Phantasie in Bewegung setzt, steht dem Dichter gewiß wohl an. Die Hinwendung des werdenden Dichters zum Lehrerberuf ist wohl weniger aus einer funktionellen Beziehung zwischen dichterischer Begabung und Lehrtätigkeit zu erklären als aus der schlichten Tatsache, daß dem geistig regen jungen Menschen aus den wirtschaftlich schwachen sozialen Schichten von allen höheren Berufen der des Volksschullehrers am leichtesten erreichbar ist: die Person des Lehrers repräsentiert für ihn die Welt der höheren Interessen, in die er hineinstrebt, und der Weg dazu führt aus der Primarschule gradus durch wenige, der unmittelbaren Berufsvorbereitung gewidmete Seminarjahre, nicht durch ein Gymnasium mit seinem abstrakten Bildungsziel und durch ein langes, teures Hochschulstudium. Die Entscheidung für den Lehrerberuf ist in diesen Fällen einfach Ausdruck des Willens zum Aufstieg in eine geistigere Lebensschicht, und wir sind dankbar dafür, daß viele unserer tüchtigsten Volksschullehrer auf diese Weise den Weg zu ihrem Beruf gefunden haben. Das ist natürlich nicht nur in der Schweiz der Fall. Wenn bei uns die Zahl der Lehrer-Dichter verhältnismäßig größer ist als anderswo, so ist dies wohl auf den Umstand zurückzuführen, daß der Lehrerstand in der Schweiz eine höhere soziale Bewertung erfährt, das Lehrerseminar infolgedessen eine höher geachtete Schulform darstellt und damit eine stärkere Anziehungskraft ausübt als in Deutschland oder Oesterreich. Die kulturpolitische Bedeutung des Lehrerseminars erschöpft sich bei uns nicht in seiner praktischen Bestimmung, der Ausbildung von Lehrkräften für die Volksschule: der Beruf des Volksschullehrers ist außerdem die Brücke, über die die geistig begabte Jugend aus den Kreisen ohne Bildungstradition den Anschluß an die führenden geistigen Schichten findet. Eine über mehrere Generationen sich erstreckende Erhebung über die soziale Herkunft unserer Akademiker würde zeigen, wie oft bei uns der Aufstieg einer Familie über die Zwischenstufe des Volksschullehrers führt und wie stark der Volksschullehrerstand unter den Vorfahren unserer Pfarrer, Juristen, Ärzte, Ingenieure usw. vertreten ist. Die Aufhebung der Lehrerseminarien würde daher jene Schichten einer ihrer wertvollsten Aufstiegsmöglichkeiten berauben und zugleich die unbedingt erforderliche stetige Erneuerung der akademischen Stände von unten her erschweren.

Max Zollinger.

Delaide

Der neue Roman Mechtilde Lichnowskys

C. H. Erst ist man fast etwas enttäuscht. Denn wenn man das Werk Mechtilde Lichnowskys immer mehr schätzen und bewundern gelernt hat, dann will der Anfang ihres neuen Romans so seltsam konventionell anmuten. „Es war eine schöne Sache, Ende des 19. Jahrhunderts sechsundzwanzig Jahre alt und unabhängig zu sein.“ In dieser Weise wird von dem Baron Robert Laertmeister zu erzählen begonnen, der in Paris bei seiner Großmutter drei Zimmer mit eigenem Garteneingang bewohnt, ein anständig mondänes Leben führt und Bücher über Kultur- und Kunstgeschichte schreibt. Zur Gräfin Clothilde Arnhoven, die mit ihrem Mann, Botschaftsrat, die obere Etage des großmütterlichen Hauses innehat, ergibt sich eine charmante Beziehung. Es ist eine ähnliche Atmosphäre wie in den eben erschienenen Memoiren des Grafen Harry Kessler, der die ersten Seiten seines Buches mit der Photographie von Renoirs „Loge“ stillvoll schmückt.

Im zweiten Kapitel jedoch, über dem die triste Stimmung eines beißend kalten deutschen Januartages von 1917 lagert, wird man ungeduldig. Die überlegene und ironische Art, in der Laertmeisters harmlos-liebenswürdige kleine Liebesgeschichte abgerollt worden ist, kontrastiert mit dem beinahe harten Ton der Schilderung einer Familie, die dritter Klasse nach einer süddeutschen Stadt fährt, in deren Irrenhaus eine Tochter, eine Schwester und Schwägerin gestorben ist. Dazwischen, das heißt zwischen dem ersten und zweiten Kapitel, liegt der Roman der armen Delaide, die ihren Mann, Robert Laertmeister, so geliebt hat und daran gestorben ist. Er fiel im Felde, und sie folgte ihm nach — Tristan und Isolde. „Und,“ das süße Wort aller Liebenden. Aber es kann auch ein sehr trauriges Wort sein; es kann, wie jemand einmal sagt, den Arno bedeuten, der zwischen beiden fließt und so weit und groß und unüberquerbar wird, daß er einem Ozean gleicht, hoffnungslos.

Delaide hat mit Robert Laertmeister getanz, ihn geliebt und ist ihm, wiewohl sie sich mit dem Vater überwirft, nachgefliehen, hat ihn geheiratet und immer geliebt, ihn, der eigentlich von soviel Romantik etwas überrumpelt war, sie achselzuckend duldete und durch die Heirat guthieß. Das junge Paar lebt zunächst in Florenz, wo Laertmeister wissenschaftlich zu tun hat. Hier beginnt der Roman, Delaides traurig-schöner Eheroman, in dem die Dichterin Mechtilde Lichnowsky ihre stärksten Kräfte entfaltet. Es wäre müßig, im Handlungsablauf die Peripetien des Verhältnisses zwischen Robert und Delaide aufzuzählen zu wollen. Ein Aufenthalt in Rom und die Wiederbegegnung mit der schönen und geistreichen Clothilde Arnhoven, — Sommertage am Lido im Haus der Gräfin, in dem Delaide die Qual der Eifersucht erlebt, — das sind nicht die Wesentlichkeiten; es sind nur die Fäden von Delaides Trauer, nicht die Trauer selbst. Diese nämlich entspringt der kühlen Nichtachtung, die Robert seiner Frau zeigt und die nur vorübergehend durch die Geburt des Kindes abgeschwächt wird. Wie gut ist Delaide. Wie liebt sie ihr Kind und die Blumen und die Tiere. Und wie sehr fehlt ihr jener kleine, törichte Glanz von Gesellschaftlichkeit, den sie brauchte, um Robert zu befriedigen. Meisterlich sind die knappen, messerscharfen Dialoge um ein Nichts, einen Hut, eine Falte im Kleid, ein ungesprochenes Wort. Oder vielleicht gehen sie doch um das Ganze, sind nur Ausdruck der Hilflosigkeit, die sich im Gefunkel der Worte versteckt. Arme Delaide! Sie schweigt, weil sie liebt und meint, daß der Blick stärker als das Wort sei, weil sie unter der Kälte zusammenschauert, die der geistige Kampf auströmt und die sie nicht mit der Kraft ihres Gemütes auftauen kann. Sie kann nicht spielen, weder so noch so. Und vielleicht ist es dies, was Robert langweilt und ihn reizt. Bis sie in Verzweiflung aufbricht und glaubt, einen eigenen Weg gehen zu können.

Der Krieg beginnt; Robert tritt unter die Waffen. Er fällt. Irgendetwas ist zwischen Delaide und ihm nicht mehr geordnet worden. Diese Unordnung verwirrt Delaide. Und sie stürzt in unermeßlichen Dunkel. Ihr Tagebuch weiß von ihren Leiden zu erzählen. Eine Schwester im Krankenhaus hat es gelesen und begriffen und nicht hindern können, daß die Schreiberin des Diariums in bildlichem Sinne sich jenem genannten Strome vertraut.

bin ein wenig erstaunt über sie, von welchen Jahr für Jahr die Presse zu berichten weiß: „Herr X, unser großer Dramatiker, arbeitet zurzeit auf seinem Landgut am Rhein an einer Komödie, deren höchst aktueller Stoff, wie unser Vertreter in Erfahrung brachte —“ Wenn mir das einmal geschehen sollte, daß Name und Inhalt einer Dichtung, noch während ich an ihr arbeite, schon von den Zeitungen gewußt und mitgeteilt würden, ich glaube, dann würde ich meine ganzen Papiere in den Kamin stecken und anzünden. Ohnehin passiert es mir allzu leicht, daß eine Arbeit, die mir wochen- und monatelang wichtig und lieb war, plötzlich ihren Zauber für mich verliert, oder daß ich plötzlich meine Unzulänglichkeit an ihr so bis zur Verzweiflung erkenne, daß ich sie liegen lasse und schließlich vernichte.

Neben der Arbeit hatte ich in dieser Zeit eine schöne Lektüre, ein friedliches Wiederlesen von Stifters „Feldblumen“ an einigen warmen Juliabenden. Lieber Freund, was ist das für ein holdes, bezauberndes kleines Buch!

Du begreifst, daß ich mir jetzt, wo der Sommer sich zum Ende neigt, einige Beschaulichkeit und Ruhe gönne. Sie besteht zwar nicht aus Nichtstun — zu diesem Glück fehlt mir leider die Begabung ganz — aber doch in einem gewissen Langsam-erleben, in einem Bedürfnis, dem Ausklingen des Sommers mit einer Art von Zärtlichkeit oder Andacht beizuwohnen.

Es gibt um diese Zeit des allmählich alternden und dünner werdenden Sommers in der Luft eine gewisse Klarheit, die ich „malerisch“ nennen würde, wenn die Maler nicht unter „malerisch“ das ver-

stehen würden, was leicht zu malen ist. Diese Klarheit wäre aber außerordentlich schwer zu malen, und reizt doch unendlich dazu, sie mit dem Pinsel zu bewältigen und zu verherrlichen, denn nie haben die Farben diese tiefe magische Leuchtkraft, dies Juwelhafte, niemals sonst haben die Schatten diese Zartheit, ohne doch dünn zu werden, nie auch sind in der Pflanzenwelt schönere und reichere Farben vorhanden als jetzt, wo alles schon von Herbstahnungen gestreift und von heimlichem Gold durchzogen ist, und doch noch nicht die etwas grelle und harte Farbenfreude des eigentlichen Herbstes begonnen hat. Auf den Wiesen zwar und im Walde sind die Blumen jetzt selten, nur die rote Steinnelke brennt überall, aber in den Gärten stehen jetzt die leuchtendsten Blumen des Jahres, es blühen da und dort noch brennrot die Granaten, und die großen Amaryllis blicken fett und glühend aus ihrem exotischen Blattwerk, und dann gibt es die Dahlien und Georginen, die Zinnien, die Frühastern, die zauberhaften Korallenfuchsen. Aber der Inbegriff hochsommerlicher und vorherbstlicher Farben- und Blumenfreude sind doch die Zinnien! Diese Blumen habe ich jetzt immer im Zimmer stehen, sie sind ja zum Glück sehr haltbar, und ich verfolge die Verwandlungen eines solchen Zinnienstraufes von seiner ersten Frische bis zur Welke mit einem Gefühl von Freude und Neugierde ohnegleichen.

Strahlenderes und Gesünderes gibt es nicht in der Blumenwelt als solch ein Dutzend frisch geschnittener Zinnien von verschiedenen Farben. Das strahlt nur so von Licht und jauchzt von Farbe. Die grellsten Gelb und Orange, die lachendsten Rot und die wunderlichsten Rotviolett, die oft wie die

Farben an Bändern und Sonntagstrachten naiver Landmädchen aussehen können — und man kann diese heftigen Farben nebeneinander stellen und miteinander vermengen, wie man will, immer sind sie nicht bloß heftig und leuchtend, sondern auch befreundet und aufeinander abgestimmt, nehmen einander an, halten Nachbarschaft, steigern oder säntigen einander.

Ich erzähle Ihnen ja damit nichts Neues, caro amico. Ich bilde mir nicht ein, der Entdecker der Zinnien zu sein. Ich erzähle Ihnen bloß von meiner Verliebtheit in diese Blumen, weil sie zu den angenehmsten und bekömmlichsten Gefühlen gehört, von denen ich seit langem heimgesucht worden bin. Und zwar entzündet sich diese vielleicht etwas senile, aber keineswegs schwächliche Verliebtheit noch besonders am langsamen Abwelken dieser Blumen und ihrer Farben. An den Zinnien, die ich in der Vase langsam im Lauf vieler Tage erblassen und dahingehen sehe, erlebe ich einen Totentanz, ein halb trauriges, halb köstliches Einverständnis mit der Vergänglichkeit, weil eben das Vergänglichste, das Schönste, weil das Vergehen und Sterben selbst so schön, so blühend, so liebenswert sein kann.

Betrachten Sie einmal, lieber Freund, einen acht oder zehn Tage alten Zinnienstrauß! Und betrachten Sie ihn dann, während er noch um Tage darüber hinaus weiter sich verfärbt und immer noch schön bleibt, betrachten Sie ihn jeden Tag mehrere Male ganz genau! Sie werden sehen, daß diese Blumen, die in ihrer Frische die denkbar stärksten, die wildesten und trunkensten Farben hatten, jetzt die delikatesten, müdesten, differenziertesten, zärtlich

So ist es doch Mechtild Lichnowsky, die diesen Roman (erschienen bei S. Fischer, Berlin, 1935) schrieb, weil sie von je bewiesen hat, daß ihre Stärke das große Verstehen ist. Wo ist der Frauen- und Eheroman, der mit dieser wachen Klugheit, dieser herrlichen Ueberlegenheit Menschen schildert, die so liebenswürdig und doch so ungeschickt sind, daß sie das simple Glück nicht mehr erleben können, welches so leicht zu fassen wäre, wenn man ein wenig natürlicher, ein wenig schlichter wäre! Delaïdes Schicksal zeugt gegen eine verbildete Welt, die sich zersplittert. Mit einem einfachen Goldreif wäre sie zu binden. Man ist Mechtild Lichnowsky für diese Deutung dankbar, wie man ihr für ihren ganzen, wirklich lebendigen und so überaus menschlichen Roman dankbar ist.

Die Meerestiefen in der Hafenkneipe

(Charles Brown's Westindia Docks, London)

Im Kneipenlärm steht sie, ein Götterbild
Aus Ellenbein, klar wie die weite See;
Tanz lärm von naher Diele, laut und wild;
Sie schimmert gelb wie ausgeruhter Schnee.

Erlöstes Bild aus einer Meisterhand,
Bild einer Seele, die es wohl gewußt,
Wie weit die Weltsee ist, und die empfand
Die Meerestiefen in der Menschenbrust,
Und deshalb ruhig ward wie das Gerill
Von letzten Wogen im gedehnten Sand:
Der lauten Weltsee Grund ist dämmerstill;
Die Stille ist's, die alles überwand.

Max Geilinger

Russische Literaturgeschichte

W. J. Man kennt in Europa einzelne Vertreter der sowjetrussischen Literatur, aber man hat nur eine schwache Vorstellung von der Gesamtentwicklung des russischen Schrifttums unter dem Bolschewismus. Gladkow und Ehrenburg, Scholochow und Fedin, Sostschenko und Leonow haben auch außerhalb Rußlands Interesse und Anerkennung gefunden, aber die spezifischen Voraussetzungen für ihre Arbeiten sind dem europäischen Publikum ebenso fremd wie die Kämpfe, die sich um sie herum abspielen, und die Tendenzen, denen sie sich zu unterwerfen haben oder zu entgehen suchen. Als im vergangenen Jahr in Moskau der Allrussische Schriftstellerkongress stattfand, der viele Hunderte russischer Literaten zusammenführte, konnte man denken, daß die ausgiebig benutzte Diskussion über die Thematik der Sowjetliteratur auch der übrigen Welt einen erschöpfenden Einblick in die junge russische Geisteshaltung gewähren würde. Indes haben sich die Debatten damals fast ausschließlich um den Begriff des „sozialistischen Realismus“ bewegt, ein von oben vorgeschriebenes literarisches Prinzip, das der Mannigfaltigkeit, die in den ersten Jahren unter der Sowjetherrschaft das russische Schrifttum noch ausgezeichnet hat, brutal ein Ende zu machen sucht. Sozialistischer Realismus — das ist im Grund nichts anderes als der in das Joch des Fünfjahrplans und Industrieaufbaus Stalins gespannte alte russische Realismus des 19. Jahrhunderts. Eine eigene, spezifisch kommunistische Literatur hat Rußland nicht hervorgebracht, so werden die Handgriffe Dostojewskis und Tschekchows, Gogols und Gorkis nachgeahmt und ihnen aus eigenem nur eine politische Koffermarke aufgeklebt.

Daß immerhin fünfzehn Jahre vergangen sind, in denen die junge russische Literatur, die jetzt in das sozialistische Prokrustesbett gezwängt wird, nach den verschiedensten Richtungen ausschweifend konnte, macht Gleich Struve in seinem in englischer Sprache geschriebenen Abriß der Sowjetliteratur (Soviet Russian Literature, London, G. Routledge & Sons, 1935) durchaus anschaulich. Der Verfasser, Lektor für russische Literatur an der Londoner Universität, zeichnet, niemand zulieb und niemand zu leid, eine Reihe literarischer Porträts hin, die er zugleich immer symptomatisch innerhalb größerer geistiger Zusammenhänge einzuordnen versteht. Er erinnert an den Einfluß Andrej Belys, an die futuristischen Strömungen, an die revolutionäre Romantik am Anfang der bolschewistischen Ära, als Lenin keine Zeit hatte, sich mit Fragen der Literatur und Kunst zu befassen und eine von den europäischen Kunstbakterien angesteckte Intelligenz mit Hilfe des revolutionären Regimes den Himmel auf die Erde herabziehen glaubte. Und er geht Schritt für Schritt der Ablösung der älteren intellektuellen Generation durch eine neue bäuerlich-proletarische Jugend nach, einem Prozeß, der den politischen Weg des Bolschewismus von Lenin zu Stalin getreulich begleitet, der eine fortschreitende Generalisierung der Geister mit sich bringt, die Kämpfe der verschiedenen literarischen Schulen in einer großen schriftstellerischen Zwangsorganisation erstickt und von den „Serapionsbrüdern“ über die seltsamen

abgetönten Farben bekommen haben. Das Orange von vorgestern ist heute ein Neapelgelb geworden, übermorgen wird es ein mit dünner Bronze überhauchtes Grau sein. Das frohe bäurische Blaurot wird langsam wie von einer Bläse, einem innern Zehren, dem Gegenteil eines Schattens überzogen, die müde werdenden Blattränder der Blüten biegen sich da und dort mit sanft resignierter Falte um und zeigen ein gedämpftes Weiß, ein unaussprechlich rührendes, klagendes Graurosa, wie man es an ganz verbleichten Seidensachen der Urgroßmutter oder an alten erblindenden Aquarellen sieht. Und achten Sie, Freund, auch sehr auf die untere Seite der Blütenblätter! An dieser Schattenseite, die beim Einknicken der Stiele oft plötzlich überdeutlich sichtbar wird, vollzieht sich das Spiel dieses Farbenschwands, vollzieht sich diese Himmelfahrt, dies Hinübersterben ins immer Geistigere noch duftiger, noch erstaunlicher als auf der Schauseite der Blüten. Hier träumen verlorene Halbfarben, die man sonst in der Blumenwelt nicht findet, seltsam metallische, mineralische Töne, Spielarten von Grau, Graugrün, Bronze, die man sonst etwa an den Steinen des Hochgebirges oder in der Welt der Moose und Algen finden kann.

Sie wissen ja zarte und schöne Dinge zu schätzen, ebenso wie Sie den besonderen Duft nach einem edlern Weinjahrgangs oder das Flaumspiel auf der Haut eines Pfirsichs oder einer Frau, eines Kindes zu schätzen wissen. Von Ihnen werde ich nicht, bloß weil ich feinere und ergozendere Sinne und bessehere Erlebnismöglichkeiten habe als ein Boxer

Idealisten des „Proletkults“ zu der Eintönigkeit des sozialistischen Realismus leitet. Struve übersieht nicht, daß in Rußland auch heute Eigenbrötler geübt werden, wie der Lyriker Pasternak, den er fast an die erste Stelle des jungrossischen Parnasses stellt, wie Pilnjak und Samjatın, aber er verliert darum die Gesamtentwicklung nicht aus dem Auge, die sich einem gefährlichen Schematismus in die Arme geworfen hat. Die großen Romane der Gladkow und Panerow, Romanow und Fadejew sind vor der Stalinschen Gleichmacherei entstanden, Begabungen, wie Ehrenburg, sind unter die Apologeten des Diktators gegangen, ja selbst ein Alexei Tolstoj, dessen Riesenarbeit „Peter I.“ vom menschlichen Ernst des großen Oheims gesegnet scheint, verstimmt durch seine ewigen „materialistischen“ Seitenblicke.

Die fleißige Zusammenstellung Struves sucht Werturteile nach Möglichkeit zu vermeiden. Aber die sorgfältige Analyse der einzelnen Autoren und ihrer Werke kann den mit der Materie unvertrauten Leser dazu verleiten, einen Wertmaßstab anzulegen, der dieser Sowjetliteratur mit wenigen Ausnahmen gar nicht zukommt. Eine gewisse Eintönigkeit, die Struves Buch durchzieht, rührt schließlich doch nur von der Eintönigkeit der behandelten Literatur her. Im Geistigen gleichen die meisten russischen Bücher einander nur zu sehr, und dieser Mangel wird durch eine bravouröse realistische Technik auf die Dauer nicht wettgemacht. Sehr nützlich als Nachschlagewerk ist Struves Literaturgeschichte somit doch nur als Vorarbeit für eine spätere kritische Betrachtung der Sowjetliteratur, die sich dann kaum auf fast 300 Seiten zu erstrecken haben wird, anzusehen.

Für unser Schrifttum

Ein bekannter Dichter, der im Staatsdienst steht, schreibt zu den hier erschienenen Auslassungen:

Nicht um an den „Bücherfreund“ im Turnier noch eine Lanze zu wagen, sondern um einem auch im gebildeten Lesepublikum gefährlich weit verbreiteten Vorurteil entgegenzutreten, sei bedauert, daß die Kontroverse in Nr. 1389 der „N. Z. Z.“ das Problem auf ein Nebengeleise geschoben hat. A. Z. hat wirklich nicht mit Glück repliziert. Wenn der Bücherfreund die Hochzüchtung eines Literatentums bei uns verabscheut, kann man ihm aus gutem schweizerischen Empfinden heraus grundsätzlich zustimmen. Aber so ganz einfach, wie gar zu viele Literaturfreunde glauben, liegt die Sache denn doch nicht. Auch die beiden Kronzeugen für die landläufige Ansicht (daß literarisches Schaffen nur ein Nebenbei sein dürfe) sind schlecht gewählt: Als Gottfried Keller in den Staatsdienst eintrat, hatte er sein Schönstes bereits geschaffen. Und wenn Gotthelf, diese Kraftgestalt, sich in seinem Doppelberuf vor der Zeit aufgerieben hat — ist das wirklich ein Musterbeispiel dafür, wie es sein sollte? Solch ein inneres und äußeres Sichverzehren sollten die Bücherfreunde von den Bücherchöpfern fordern?

Warum nennt der Bücherfreund die großen Künstler Meyer und Spitteler nicht? Und man versuche sich einen vollblütigen Dramatiker als kleinen Staats- oder Gemeindebeamten vorzustellen! Nein, so leicht (und fürs Publikum bequem) läßt sich das wahrhaftig nicht „einrichten“, daß der wackere Poet nach Feierabend bescheiden seine Weste aufknöpft und so schnell zwischen Bureauschluß und Abendsuppe sein Säckelchen hinkritzelt — ja nicht zu viel aufs Mal, auf daß er am andern Morgen frisch an den Akten- oder Experimentiertisch tretet! Die Tatsache, daß „das Schreiben“ bei uns in so vielen Fällen als ein Nebenbei versteckt, ja verschämt getätigt wird, gibt der Leserschaft noch lange nicht das Recht, diesen Zustand als einzige Möglichkeit oder gar als Ideal zu betrachten. Von den schweren Gewissenskonflikten, die sich da manchmal in der Brust des nur im „Nebenamt“ schriftstellerisch Tätigen abspielen, dem Kampf zwischen bürgerlichem und musischem Pflichtgefühl, hat der Bücherfreund samt seinen zahlreichen Gesinnungsgenossen offenbar nicht die leiseste Ahnung, und das verstimmt die Wissenden. Der „begnadete“ Dichter, wie man so hübsch sagt, wird, selbst wenn er einem praktischen Berufe obliegt, stets irgendwo gadenlos einsam außerhalb der stützenden Gemeinschaft stehen und muß es auch, will er seine besondere Gabe rein und fruchtbar bewahren.

Doch dies bittere Thema kann und soll hier nicht ausgeschöpft, nur wieder einmal leise angetippt werden. Einzig das darf man wohl anmerken: Ein Volk, das sich den „Luxus“ des freischaffenden Geistesarbeiters ganz und gar nicht leisten wollte, verdient auch keine Poesie. Diese eben sei ein Luxus! Darüber ist nicht zu rechten. Hier fängt der Glaube an. Und der seiner entbehrt, ist gewißlich zu bedauern und — ja auch kein Bücherfreund.

oder Artillerieoberst, als sentimentaler Romantiker belächelt, sei es nun, daß sich für dahinwelkende Zinnfarben, sei es, daß ich für die holden verwehenden Töne in Stiftern „Feldblumen“ glühe. Aber wir sind Wenige geworden, Freund, unsere Art droht auszusterben; wir leben in einer großen Zeit, und große Zeiten sind dem Differenzierten nicht hold. Versuchen Sie es einmal und geben Sie einem tüchtigen Gegenwartsmenschen, für den ein gut lackierter Kraftwagen oder eine Rekordzahl allen Ernstes schon zur Welt des Schönen zählt — geben Sie einmal einem solchen genügsamen Halb-menschen Unterricht in der Kunst, das Sterben einer Blume, die Verwandlung eines Rosa in ein Lichtgrau, als das Lebendigste und Aufregendste, als das Geheimnis alles Lebens und aller Schönheit mitzuerleben! Sie werden sich wundern.

Wenn Sie über dies und anderes, woran mein Sommerbrief Sie erinnern mag, ein wenig med'itieren, so werden Sie wohl auch jenen Gedanken wieder einmal in sich erwachen fühlen: daß die Krankheiten von heute die Gesundheit von morgen sein können und umgekehrt. Und vielleicht werden die Nachkommen der so sehr gesunder, so robusten Geld- und Maschinenmenschen eines Tages an sich den Schwund gewisser Drüsen und Fähigkeiten wahrnehmen, werden sich fliehend an die Wissenschaft wenden und werden vielleicht Ärzte, Lehrer, Künstler und Magier halten und hoch bezahlen, welche sie wieder vom ABC her in die Geheimnisse des Schönen und der Seele einführen.

Blick in Zeitschriften

Corona

e. k. Der russische Dichter und Denker Wjatscheslaw Iwanow bemächtigt sich den in jüngster Zeit von Paul Claudel, Henri Brémond und C. G. Jung wieder aufgenommenen Gedankengänge über „Anima“ und „Animus“. Die Sprache muß sublimere Künste fähig sein, wenn sie der „Seele“ Hauchgewand berühren will. Vorüber schwebt das Märchen von Eros und Psyche, es erregt den Dichter, und er dichtet weiter, die Seele immer ihm entfliehend. Unvergleichlich schön und neudeutend ist der Schluß über Nietzsches mystisches Grunderlebnis. „Seine zarte und liebesbedürftige Anima zerschellte am einsamen Trotz seines gottesflüchtigen Geistes. In Sils-Maria geschah es, daß sie ihr Selbst erschaut in der Gestalt des nahenden Zarathustra. Am Mittag war's: da wurde Eins zu Zwei.“ Wer sagt es, der Animus oder die Anima? Diese würde eher davon gesungen haben, wie Zwei geworden seien zu Einem Wesen. Jener aber hat im Nu, durch seine rasch gemünzte Formel, selbst den Freund der Freunde entpersönlicht, entkräftet, entweiht zu einer illusorischen Emanation seines sich immer göttlicher erkennenden Ich, zum wissenschaftlich wohlbekannten Phänomen einer psychologischen Luftspiegelung. Aber Zarathustra war doch nur eine Maske des Dionysos, den Nietzsches Anima (er nannte sie Ariadne) liebte; und man kann nicht lieben, ohne dem Geliebten gesagt zu haben: „Du bist“. Da ermahnt der Animus die Tolle, die Kleinmütige, sie möge von keinem Gott erhoffen, daß er sie liebe, daß er sie, die „einsame“, die „von spitzen, eisigen Frostfeilen zitternde“, mit „heißen Händen“, mit „Herzens-Kohlenbecken“ erwärme. Er belehrt sie im Namen seines aus dem eigenen musikalischen Urgrund hervorgerufenen, also, wie er daraus ohne weiteres scheidet, von ihm erschaffenen Dionysos: „Sei klug, Ariadne! Du hast kleine Ohren, du hast meine Ohren: steck ein kluges Wort hinein! Muß man sich nicht erst hassen, wenn man sich lieben soll? Ich bin dein Labyrinth.“ Und Ariadne wird auf ihre Art klug: sie rettet sich vor dem allzu klugen Animus in ihr urheimatisches Labyrinth — in sein Urgrunds-Labyrinth — in den Wahnsinn. An dessen Schwelle winkt ihr Willkommen — gleich einer dunklen Erinnerung — die Vision des „gekrenzigten Dionysos“.

Im selben Heft lesen wir Gedichte von Hermann Hesse, die durch das Maß ihrer Vergeistigung Alterslyrik genannt werden können. Um so innerlicher beschwingt sind sie und von einem Tone, den keiner außer Hesse besitzt. Der Spuk und Zaubertand des geschriebenen Wortes ist eines seiner Themen, eine Toccata von Bach, ja sogar die Lektüre der „Summa contra Gentiles“ des Thomas von Aquin erregen die Gedichte. — Es wäre irrig, wollte man die Dichtungen der „Corona“ rückwärts gewandt nennen — „Konserven“ nannte sie einer, der nicht unglücklich wäre, auch in dem Heft zu stehen. — Eine Erzählung wie „Das Haus“ von Ludwig Wolde bezaubert durch eine neue Art des Sehens wie des Empfindens.

Das vorliegende Heft der „Corona“ beglückt durch das vorbildliche Arrangement, die Verhältnisse von kritischen und dichterischen Beiträgen miteinander. Auf die Briefe Jakob Burckhardts, um deren willen schon viele das Heft besitzen wollen, ist schon hingewiesen worden. Es gilt, noch einer wahren Tat zu gedenken. Fritz Ernst bereitet eine Anthologie des viel verkannten Literaturpatriarchen Johann Jakob Bodmer vor. Hier veröffentlicht er sein Vorwort, ein Paradigma der Einförmigkeit in eine berühmte, abliegende Figur, ihre „petits côtés“ mit mildem Sinn streifend, die großen Züge des Mannes wieder herstellend. Fritz Ernst rettet Joh. Jak. Bodmer vor sich selbst — als den „Vater unserer Literatur“.

Die von Martin Bodmer und Herbert Steiner geleitete Zeitschrift „Corona“ (Verlag Oldenbourg, München) hat im jetzigen Zeitschriftenwesen Deutschlands die hohe Sendung, das Dichterwort zu behüten.

Neu erschienene Bücher

(Eine Besprechung behält sich die Redaktion vor.)

Literaturwissenschaft

S. Singer: Germanisch-romanisches Mittelalter. Aufsätze und Vorträge. 279 S. Max Niehans Verlag, Zürich/Leipzig. Geh. Fr. 7.—
Chas. Bally: Le langage et la vie. Nouvelle édition revue et augmentée. 229 S. Max Niehans Verlag, Zürich/Leipzig. Geh. Fr. 5.50.
Albert Betteck: Der Kampf um das klassische Weimar. 1788—1798. Antiklassische Strömungen in der deutschen Literatur vor dem Beginn der Romantik. (Basler Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte, Band 1) 254 S. Max Niehans Verlag, Zürich/Leipzig. Geh. Fr. 9.—
Hans Kürz: Simon Grynaeus von Basel 1725—1799, der erste deutsche Uebersetzer von Shakespeares Romeo und Julia. (Basler Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte, Band 2) 83 S. Max Niehans Verlag, Zürich/Leipzig. Brosch. Fr. 3.50.
Glossaire des patois de la Suisse romande. Elaboré avec le concours de nombreux auxiliaires et rédigé par L. Gauchat, J. Jeanjaquet, E. Tappolet, avec la collaboration de E. Muret, P. Aebischer. Ouvrage publié sous les auspices de la Confédération suisse et des cantons romands. Fascicule XII: assiettée-aval. Editions Victor Attinger, Neuchâtel/Paris.

Literatur

Der Schweizer Bauer. Kalender für das Schweizer Haus. 1936. 42. Jahrgang. Herausgegeben von der ökonomischen und gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern. 111 S. Verlag der Verbandsdruckerei A.-G., Bern. Fr. 1.—
Almanach pour tous 1936. 78 S. Edition J.-H. Jeheber S. A., Genève. Fr. 1.—
Jakob Bühner: Das Volk der Hirten. Lustspiel. 117 S. Verlag Oprecht & Helbling, Zürich. 1. Kart. Fr. 3.—
Tauchnitz Edition of british and american authors. Volume 5206. P. G. Woodhouse: Money for nothing. 251 S. — Volume 5207. Mazo de la Roche: Jalna. 291 S. — Volume 5208. Charles Nordhoff and James Norman Hall: Pitcairns Island. 298 S. — Volume 5209. Samuel Rogers: Dusk at the grove. 273 S. Verlag Bernhard Tauchnitz, Leipzig. Jeder Band Rm. 2.—
Nicholas Blake: A question of proof. (The Albatross Crime Club, volume 142.) 286 S. The Albatross, Hamburg/Paris/Bologna. Brosch. Rm. 2.—
Alice Tisdale Hobart: River supreme — Pidgin Cargo. 243 S. — Katherine Mansfield: Bliss and other stories. 218 S. (The Albatross Modern Continental Library, Volumes 273, 283.) 218 S. The Albatross, Hamburg/Paris/Bologna. Brosch. je Rm. 2.—
Edgar Chappuis: Die Liebe zur Scholle. Geschichten vom Genesee. Mit einem Vorwort von Bundesrat Pilet-Golaz. 155 S. Hans Feuz-Verlag, Bern/Leipzig. Kart. Fr. 3.50, Leinen Fr. 5.—

Das Buch der Harmonika. Herausgegeben von Horst van Diemen. 127 S. Kommissionsverlag Buchdruckerei Zolliker & Co., St. Gallen. Geb. Fr. 2.20.
Charles Deulin: Contes du Roi Cambrinus. Illustrations hors et dans le texte de Guy Dollian. 231 S. Editions Jean Crès, Paris. Brosch. franz. Fr. 12.—
Roland Betsch: Narren im Schneec. Roman. 216 S. G. Grottesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.
Claude Fayet: Rhapsodie hongroise. 249 S. Librairie Plon, Paris.
Claire et Line Droze: Invités payants. 245 S. Librairie Plon, Paris. Brosch. franz. Fr. 12.—
H. Lauverniers: L'enfant au téléphone. 246 S. Librairie Plon, Paris. Brosch. franz. Fr. 12.—
Wladimir Koschewnikoff: Die Konzertpause. 187 S. Kurt Wolf Verlag, Berlin. Geb. Rm. 3.50.
Otto Maria Polley: Das neue Haus. Eine Ehegeschichte. 252 S. G. Grottesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.
Georg Hermann: Rosenmilch. Roman. 459 S. Verlag Allert de Lange, Amsterdam.
Otto Flake: Anselm und Verena. Roman. 504 S. S. Fischer, Verlag, Berlin. Kart. Rm. 1.25.
Otto Brües: Fliegt der Blaufuß? Roman aus der flämischen Bewegung unserer Tage. 220 S. G. Grottesche Verlagsbuchhandlung.
William Faulkner: Licht im August. 456 S. Verlag Rowohlt G. m. b. H., Berlin. Kart. Rm. 6.50, Leinen geb. Rm. 7.50.
Rudolf Schwarz: Das Stauen der Seele. 548 S. Gotthelf-Verlag, Bern. Leinen geb. Fr. 10.—
Otto Michael: Der Mann im Holz. Geschichten um einen Beichtstuhl. 200 S. Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Einsiedeln. Leinen geb. Fr. 4.60.
Lorenz Richter: Ahoi, Kajak. Nouvelle. 44 S. Verlag Ernst Haeni, Bern. Brosch.
Edmond Jaloux: Le Voyageur. 248 S. Librairie Plon, Paris. Brosch. (Fr. 12.—)

Geschichte und Politik

Marksteine im reformierten Leben von Unterstrass. Bearbeitet von Pfarrer Ernst Frick. 138 S. Buchdruckerei Aschmann & Scheller A.-G., Zürich.
Charles Seignobos: Geschichte der französischen Nation. 351 S. R. Oldenbourg, Verlag, München 1. Geh. Rm. 8.—, geb. Rm. 9.50.
Trevelyan: Geschichte Englands. 861 S. R. Oldenbourg, Verlag, München 1. Geh. Rm. 15.—, geb. Rm. 17.50.
Oskar Kleinschmid: Geschäftsdemokratie. 71 S. Buch- und Kunstdruckerei Alfred Rafil, Wien II.
J. Kühli: Das Problem Transjordanien. 16 S. Selbstverlag des Verfassers, Zürich.
Hans Anstein: Quer durch Arabien. Mit einer Kartenskizze. 32 S. Evang. Missionsverlag G. m. b. H., Stuttgart/Basel. Fr. —.65.
Reinhold Gadow: Gelb oder weiß am Stillen Ozean? Mit einer Karte und fünf Skizzen. 48 S. Gerhard Stalling, Verlagsbuchhandlung, Oldenburg i. O./Berlin. Kart. Rm. 1.—
Graham H. Stuart/John B. Whitton: Conception américaine des relations internationales (Centre européen de la notation Carnegie, bulletin Nos 1—2—3, 1935). 273 S. Publications de la Conciliation Internationale, Paris.
Staat und Parteien. Liberalismus — Erneuerung — Demokratie in der Schweiz. Politik der Gegenwart. (Schriften der Zürcher Volkshochschule.) 170 S. Max Niehans, Verlag, Zürich/Leipzig. Geh. Fr. 5.—
Oberst P. Vauthier: Die Kriegelehre des Generals Douhet. Vorwort von Marschall Pétain. Mit einem Geleitwort von Oberstlt. Frhrn. von Bülow. 228 S. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.

Recht und Wirtschaft

Onzième rapport annuel de la Cour Permanente de Justice Internationale (15 juin 1934—15 juin 1935). Publications de la Cour Permanente de Justice Internationale, Série E—No 11. 348 S. Société d'Éditions A. W. Sijthoff, Leiden. Brosch. hfl. 4.50.
M. R. Baltensweiler: Handbuch der gesetzlichen Gemeinde- und Staatsfürsorge des Kantons Zürich. 223 S. Industrie- und Wirtschafts-Verlag, Zürich.
Das Konkordat betreffend wohnortliche Unterstützung nach den bundesrätlichen Entscheidungen. Bearbeitet von Oskar Dübby. 2. Ergänzungsausgabe. 142 S. Polygraphischer Verlag A.-G., Zürich. Brosch. Fr. 3.—, Leinen Fr. 4.—
P. Lampert: Die bäuerliche Entschuldung, gemäß Bundesbeschluss vom 28. September 1934. Text und Erläuterungen. 83 S. Polygraphischer Verlag A.-G., Zürich. Brosch. Fr. 3.—
Berichte der eidgenössischen Fabrikinspektoren über ihre Amtstätigkeit im Jahre 1934 mit Auszug aus den Berichten der Kantonsregierungen und der Regierung des Fürstentums Liechtenstein über den Vollzug des Bundesgesetzes betreffend die Arbeit in den Fabriken während der Jahre 1933 und 1934. Veröffentlicht vom eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement. 178 S. Verlag von H. R. Sauerländer & Co., Aarau. Fr. 3.—
Hans Hartenstein: Devisenrecht. Kommentar zu dem Devisengesetz nebst Durchführungsverordnung, dem Gesetz über Zahlungsverbindlichkeiten gegenüber dem Ausland, dem Gesetz über die Errichtung einer Deutschen Verrechnungskasse und den Richtlinien für die Devisenbewirtschaftung. Stand von Anfang Juli 1935. 998 S. Carl Heymanns Verlag, Berlin/Albert Nauck & Co., Zürich.
H. Mötteli: Die Besteuerung der Aktiengesellschaft, der Genossenschaft und der Aktionäre im Kanton Zürich. 127 S. Polygraphischer Verlag A.-G., Zürich. Brosch. Fr. 6.—, Leinen Fr. 7.50.
Max Eggenberg: Das Automobil als Wirtschaftsfaktor in der Schweiz. 118 S. Verlag Paul Haupt, Bern/Leipzig. Geh. Fr. 3.50.
H. Gugolz: Privatgüterwagen und Eisenbahn. Eine Untersuchung über die rechtliche Stellung des Privatgüterwagens im Eisenbahnverkehrsrecht. 119 S. Buchdruckerei Vogt-Schild A.-G., Solothurn.

Philosophie und Theologie

Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament. Herausgegeben von Gerhard Kittel. Band II. Doppellieferung 12/18. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart.
Erwin Langner: Deutscher Frontkämpferglaube. 64 S. Ferdinand Hirt, Verlag, Breslau. Kart. Rm. 1.50.
Arnold Wilmsen: Zur Kritik des logischen Transzendentalismus. (Forschungen zur neueren Philosophie und ihrer Geschichte.) 249 S. Ferdinand Schöningh, Verlag, Paderborn. Rm. 7.60.
Friedrich Wilhelm Foerster: Ewiges Licht und menschliche Finsternis. Ueberzeitliches für unsere Zeit. 123 S. Vita Nova Verlag, Luzern. Kart. Fr. 4.—, Leinen Fr. 5.—
Reinhold Schairer: Not, Kampf, Ziel der Jugend in sieben Ländern. 192 S. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. Kart. Rm. 3.20.
Franz Carl Endres: Der Weg im Unbekannten. Ein besinnliches Brevier. 158 S. Ernst Heinrich Moritz, Verlag, Stuttgart.
James Frazer: La crainte des morts dans la religion primitive. 2e série. Avec une préface de L. Lévy-Bruhl. 141 S. Emile Nourry, Editeur, Paris. Brosch. (Fr. 18.—)
J. El. David: Jésus. Réflexions d'un laïque respectueux. 64 S. Librairie F. Roth & Cie., Lausanne. Brosch. Fr. 2.50.
Hans Naumann: Charles Maurras und die Weltanschauung der Action Française. (Studien und Bibliographie zur Gegenwartsphilosophie, Band 13.) 94 S. Verlag S. Hirzel, Leipzig. Geh. Rm. 3.50.
Werner Schingnitz: Mensch und Begriff. Beitrag zur Theorie der logischen Bewältigung der Welt durch den Menschen. 676 S. Verlag S. Hirzel, Leipzig. Kart. Rm. 18.—
Max Benze: Aufstand des Geistes. Eine Verteidigung der Erkenntnis. 120 S. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/Berlin. Kart. Rm. 3.60.
Victor Ehrenberg: Ost und West. Studien zur geschichtlichen Problematik der Antike. (Schriften der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag, Band 15.) 235 S. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn/Prag/Leipzig/Wien. Rm. 7.—
Die Gleichwertigkeit der europäischen Rassen und die Wege zu ihrer Vervollkommnung. Redigiert von Karl Weigner. Beiträge von Jiri Malý, J. Matiegka, H. Pelc, A. Brozek, V. Ruzicka, K. Weigner. Genehmigt in der Sitzung der II. Klasse der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste vom 2. März 1934. 165 S. Verlag der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste, Prag. In Generalkommission Verlag Orbis A.-G., Prag.